



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Amyntor, Gerhard von: Aus den hinterlassenen Papieren eines  
preußischen Staatsministers : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Aus den hinterlassenen Papieren eines preussischen Staatsministers.

Mitgeteilt von Gerhard von Amyntor.

(Schluß.)



er Aufenthalt in Merseburg hatte ziemlich lange gedauert. Ich würde vielleicht der Menge gegenüber doch einigermaßen die Ruhe verloren haben, wenn ich nicht jeden Augenblick gehofft hätte, daß der Zug abgehen und mich der Gefahr entziehen würde. Aber nein, die Beamten hatten Gefallen an der Szene gefunden und wollten sie ausspielen lassen; ohne die Dazwischenkunft des vernünftigen Bürgerwehrkommandanten hätte es mir schlecht ergehen können.

Einen erneuten längern Aufenthalt in Magdeburg benutzte ich dazu, einige gewöhnliche Kneipen zu besuchen, um mich über die Volksstimmung zu unterrichten. Der Befehl zur Einberufung der Landwehr war eben angekommen. Überall hörte ich die Äußerung: „Die Wehrmänner werden doch nicht so dumm sein und sich einkleiden lassen?“

Abends erreichten wir Berlin. Ich fuhr sogleich zum Grafen Brandenburg. „Nicht zu Hause; im Kriegsministerium.“ Dort fand ich Flur, Treppen und Hofraum mit einer Kompanie der Gardejäger besetzt und drängte mich nach einem Saale durch, in welchem mich der Oberst von Griesheim, damals Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, empfing; er bat mich, etwas zu warten, da das Ministerium gerade Sitzung habe. Wir nahmen beide auf einem Sopha Platz, und ich lernte einen tüchtigen Mann kennen, der voll des besten Mutes war. Er erzählte mir, das Ministerium habe sich für permanent erklärt, die Herren blieben Tag und Nacht in diesem Hause zusammen (ich glaube, es waren erst drei oder vier Minister in Berlin: Brandenburg, Mantouffel, Stockhausen und vielleicht Rabe), sie hätten sich ihre Frauen und Bedienungen, auch Köche

hierher kommen lassen, da sie es jetzt noch nicht wagen dürften, sich auf der Straße zu zeigen. Das müsse durchaus bald anders werden. In den Provinzen habe man die Landwehr einberufen; wo diese sich schwierig zeige, würden Linienbataillone nachhelfen. Mobile Kolonnen sollten das Land durchziehen und der Schlange des Aufruhrs den Kopf zertreten; der Geist der Ordnung und Geseßlichkeit müsse wieder hergestellt werden.

Inzwischen erschien Graf Brandenburg. Er trug mir auf, mich nach der Sitzung, die bald geschlossen werden würde, zu Herrn von Manteuffel zu begeben, welcher beauftragt sei, mir die nötigen Eröffnungen zu machen. Dies geschah; aber es war Unerwartetes, was ich erfuhr. Herr von Manteuffel erklärte mir: Wrangel sei zum Militärgouverneur über die Marken ernannt; man habe nun allerdings noch vor kurzem die Absicht gehabt, ihm einen Zivilgouverneur in meiner Person an die Seite zu stellen, und dazu sei ich einberufen worden. Neuerdings aber hätten König und Ministerium einen andern Beschluß gefaßt. Wrangel sollte mit unbeschränkter Gewalt seine Aufgabe erfüllen, ihm untergeordnet sollte der Polizeipräsident von Berlin sein, Oberregierungsrat von Hincfeld bey aus Merseburg, dem dieser Posten übertragen worden sei. Ich könnte unter diesen Umständen zurückreisen, möchte mich aber vorher noch beim Grafen Brandenburg melden. Das that ich am folgenden Tage; er sagte mir daselbe und schlug mir schließlich vor, wahrscheinlich nur um mich für meine vergebliche Reise zu entschädigen, ob ich die Stelle des Unterstaatssekretärs im Handelsministerium annehmen wollte. Ich lehnte jedoch ab, weil mir die Vorbereitung für solchen Dienst fehlte.

Abends vorher hatte ich noch meinen Bruder aufgesucht, der eben mit den Gardes aus Schleswig zurückgekehrt war; das Bataillon „Kaiser Franz,“ bei welchem er stand, lag im Seehandlungsgebäude, wo ich ihn endlich in einem großen Saale fand; sämtliche Offiziere lagen, mit ihren Mänteln zugedeckt, auf einer Streu und schliefen vortrefflich; ich mußte meinen Bruder erst längere Zeit rütteln, ehe er erwachte und meinen Gruß erwidern konnte.

Ich war nun in Berlin fertig und hätte nach Frankfurt zurückkehren können, benutzte aber die Nähe meiner Heimat, um dorthin einen Abstecher zu machen. Am 6. Dezember wurde mir dort ein Töchterchen geboren. Gleich darauf wurde im Lande die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember publizirt; auf Grund derselben fanden im Januar 1849 neue Wahlen statt, die nicht viel besser ausfielen, als die früheren. Diese Verfassung ist längst antiquirt; daher kann ich es mir erlassen, sie näher zu beleuchten, doch will ich hier eines Wortes gedenken, das Radowiz in Frankfurt über sie zu mir sagte. Er war im November in Berlin gewesen und hatte sie mit beraten helfen. „Sie soll,“ sagte er, „der erste Schritt zum Bessern sein, aber sie ist noch immer zu unpraktisch ausgeklügelt; zu theoretisch-liberal, als daß ein preussischer König damit regieren könnte. Das wird das Volk, wenn es erst zur Besinnung kommt, schon selber

einsehen; in einer bessern Vertretung wird es der Krone manches Recht zurückgeben, welches ihr jetzt genommen oder allzusehr beschränkt ist. Dann erhalten wir auf gesetzmäßigem Wege eine Verfassung, die auch ein König mit gutem Gewissen beschwören kann." Und so geschah es im Jahre 1850.

Nachdem ich zwischen Weihnachten und Neujahr mein Töchterchen hatte taufen lassen, reiste ich nach Frankfurt zurück. Der erste Bekannte, dem ich dort begegnete, war mein Freund Arneht aus Wien. Er fragte mich: „Wo kommen Sie her?“ — „Aus meiner Heimat.“ — „Auch ich war zu Hause; ich habe taufen lassen.“ — „Sich auch. Knabe oder Mädchen?“ — „Ein Knabe. Und bei Ihnen?“ — „Ein Mädchen. Wie haben Sie Ihren Knaben genannt?“ — „Max. Und Sie Ihr Töchterchen?“ — „Thekla.“

In Frankfurt hatte sich das Leben etwas geändert; man fing an, aufzuatmen, teils weil man nun schon in Deutschland Regierungen wußte, die den Mut und die Kraft hatten, zu ihren Pflichten zurückzukehren, teils weil man den Unsinn der radikalen demokratischen Bestrebungen in immer weitem Kreise erkannte. Die Verhandlungen in der Paulskirche wurden weniger langweilig. Die schier endlose Beratung der Grundrechte lag hinter uns, man ging zur Verfassung über, und dieser Übergang von der Phrase auf ein rein praktisches Gebiet hatte die Herren Theoretiker mundtot gemacht; man hörte keine stundenlangen Reden mehr. Zwar siegte bei allen Abstimmungen immer noch die Linke, so daß auch die Verfassung recht kläglich ausfiel; die Rechte begriff aber, daß eine solche Verfassung in Deutschland niemals Eingang finden würde, und besonders aus diesem Grunde wurde sie ruhiger und zuversichtlicher. So es kam schon vor, daß Leute, die nach den Septemberereignissen der Rechten treulos geworden waren, jetzt zu ihr zurückkehrten.

Unter solchen Umständen näherten wir uns dem Ende unserer Verhandlungen. Der König von Preußen war bereits zum erblichen Kaiser des deutschen Reiches gewählt worden. Das konnte man sich immerhin gefallen lassen; aber es blieb fraglich, ob der König eine Verfassung annehmen und beschwören konnte, welche noch keiner einzigen deutschen Regierung, weder den Fürsten noch den freien Städten, zur Begutachtung vorgelegen hatte. Um ihm solchen Entschluß zu erleichtern, machte die Rechte einen Versuch, die Fürsten durch Vertrauensmänner zu einer Reise nach Berlin und zur Huldigung zu bestimmen. Dieser Versuch mißlang. Nur die beiden Fürsten von Hohenzollern ließen sich bereit finden; ja sie gingen noch weiter, indem sie ihre Kronen dem König zu Füßen legten, worauf ihre Länder der preussischen Monarchie einverleibt wurden. Die übrigen Fürsten lehnten unsern Vorschlag durchaus ab. Nun war ja mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß die Paulskirche die von ihr beschlossene Verfassung publiziren und dem Lande wie den Fürsten zu oktroyiren versuchen würde. So kam es auch. Noch in der letzten Sitzung half ich einen Antrag einbringen, der von Radowiz und andern Mitgliedern der Rechten unterzeichnet

war: das ausgearbeitete Verfassungswerk zuerst allen deutschen Regierungen zur Begutachtung vorzulegen. Das wurde natürlich abgelehnt. Unter Glockengeläute wurde die neue Verfassung ausgerufen und der Beschluß gefaßt, eine aus wenigstens fünfzehn Mitgliedern bestehende Deputation sofort nach Berlin zu senden, die dem König die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzen solle. Die Antwort des Königs war vorauszusehen, dennoch war ich begierig, Form und Begründung der Ablehnung zu erfahren; deshalb eilte ich der Deputation voraus nach Berlin. Die äußerste Rechte war in der Frage, ob die Kaiserkrone anzunehmen oder abzulehnen sei, geteilter Ansicht; ich selbst — das bekenne ich offen — habe eine Zeit lang die Annahme gewünscht, weil ich die Beseitigung der wirren Zustände in Deutschland für dringend notwendig und unsern König, als den mächtigsten deutschen Fürsten, für allein befähigt hielt, diese schwierige Aufgabe zu lösen; ich hoffte im Stillen, daß er vielleicht doch noch annehmen und später sein Verhältnis mit den übrigen deutschen Fürsten regeln würde.

Durch meine Bekanntschaft mit einem Grafen Keller, der mir eine Empfehlung an seinen Bruder, den Hofmarschall, mitgab, gelang es mir, einen Platz, ich kann wohl sagen einen Versteck in dem silbernen Balkon des Rittersaales zu gewinnen, von wo aus ich jedes Wort der Ansprache und der königlichen Erwiderung hören konnte. Simson hielt in wohlgesetzter schwungvoller Rede die feierliche Ansprache. Des Königs Antwort ist bekannt; sie war hinreichend schön und mußte auch den überzeugen, der aus obengenannten Gründen die Annahme im Prinzip gewünscht hatte.

In jenem Balkon befanden sich mit mir noch zwei andre Herren, von denen mir einer bekannt war; es war der Gemahl meiner Reisegefährtin von Eisenach nach Merseburg, ein angesehenener Bankier aus Frankfurt und Mitglied der Paulskirche; Gott weiß, durch welche Verbindungen er sich das Plätzchen im Balkon verschafft hatte. Der andre Herr war mir damals noch unbekannt. Beim Heraustreten sagte der Frankfurter Geldmann in höchster Aufregung: „Jetzt ist alles verloren! Jetzt wird die Revolution an allen Ecken Deutschlands losbrechen; wir werden jämmerlich untergehen!“ — „Nein, erwiederte ich, es ist nichts verloren. Wohl uns, daß wir einen solchen König haben! Bricht irgendwo eine Revolution aus, so wird unser treffliches Kriegsheer sie niederschlagen; diejenigen aber, welche die Revolution schüren, werden wir mit eignen Händen aufhängen.“ Der unbekannte Herr trat nun an mich heran, drückte mir die Hand und sagte warm: „Solch kräftiges Wort habe ich lange nicht gehört; wir müssen Freunde werden; darf ich um Ihren Namen bitten?“ Auf diese Weise machte ich die Bekanntschaft des Oberstkämmerers Grafen von Redern.

Enttäuscht und niedergeschlagen kehrte die Parlamentsdeputation nach Frankfurt zurück. Ich blieb noch einige Tage in Berlin und benutzte diese Zeit, um das Abgeordnetenhaus kennen zu lernen, welches einberufen war, die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember 1848 zu beraten. Die Einberufung war offenbar

zu früh geschehen; das Land war noch viel zu wenig beruhigt, um verständige Wahlen treffen zu können; die Zusammensetzung war daher eine möglichst unglückliche. Nachdem des Königs Antwort an die Frankfurter Deputation bekannt geworden war, hörte man dort Reden, die der Paulskirche würdig waren, ja diese noch übertrafen. Ich erinnere mich einer Szene, die folgenreich war. Der Abgeordnete von Bodelschwingh, bis zum 18. März 1848 Minister, betrat die Tribüne, um einigen Exaltados zu antworten. Er führte aus, daß es dem Könige ein leichtes gewesen wäre, den ruchlosen Aufstand am 18. März niederzuschlagen, daß er aber in seiner unendlichen Milde jedes fernere Blutvergießen hätte vermeiden wollen und deshalb die Truppen zurückgezogen hätte. Da tobte die Linke: „Das ist eine Lästerung der ruhmreichen Revolution, herunter von der Tribüne!“ Bodelschwingh blieb ruhig stehen, und nun erhob sich ein Tumult, wie ich ihn selbst in Frankfurt nicht erlebt hatte. Da sprang ein Abgeordneter (von Kleist-Neßow) zum Präsidenten hinauf und drückte diesem den Hut auf den Kopf. Das war nach parlamentarischem Brauch das Zeichen, daß die Sitzung geschlossen sei. Der Präsident verkündete die nächste Versammlung auf nachmittags vier Uhr. Ich war wieder dort. Bodelschwingh bestieg die Tribüne und beendete den vormittags angefangenen Satz uneingeschüchtert und in zäher Entschlossenheit. Das Haus hielt sich jetzt so ziemlich in seinen Schranken. Beim Herausgehen sagte ich aber zu meinem Begleiter: „Ich glaube, die Herren Abgeordneten können die Koffer packen.“ Am folgenden Tage wurde der Landtag aufgelöst. Auch ich reiste in meine Heimat.

Nachdem die Deputation nach Frankfurt zurückgekehrt war, wurden die Verhandlungen in der Paulskirche fortgesetzt. Zum Teil wurden die bis dahin zurückgelegten Petitionen beraten, in der Hauptsache aber erwogen, was nun in dieser ungewissen Lage zu thun sei. Die unglaublichsten Reden wurden gehalten, die tollsten Beschlüsse gefaßt, die blutigste Revolution gepredigt. Da rief der König die preußischen Abgeordneten zurück. Nun maßte sich die Versammlung das Recht an, darüber zu entscheiden, ob der König zu solcher Rückberufung überhaupt ein Recht habe, und entschied sich natürlich für „Nein.“ Die stenographischen Berichte weisen nach, daß diese Frage zur namentlichen Abstimmung kam und von vier- bis fünfhundert Stimmen verneint wurde; nur ein einziger (von Treskow-Grocholin) hatte den Mut, laut und bestimmt „Ja“ zu rufen. Viele Preußen blieben dort; einige kehrten zurück.

Als ich diese Verhandlung auf meinem Gute in den Zeitungen las, schrieb ich sofort an den Präsidenten: Ich könnte es mit meinen Pflichten als preußischer Unterthan nicht vereinigen, einer Versammlung, die so abgestimmt hätte, länger anzugehören. Ich trat aus und übernahm wieder meine Landratsgeschäfte.

---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.